Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 12

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639259

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es gibt Sektionen, die Spitalbesuche machen; weitere, die Heimbesuche unternehmen und den Bedürftigen unter die Arme greifen. Es gibt Trinkerbrigaden, die sich der Trostlosigkeit der Trunksucht annehmen und helfen, wie sie können. Gefängnisbesuche sind den Salutisten erlaubt: wie mancher hoffnungslos scheinende Fall wandelte sich in ihren Händen zum Guten. Die Wirtschaftsbrigade besucht die Wirtschaften und verkauft gleichzeitig den Kriegsruf. Und so gibt es noch manch verborgenes Werk, das den Aermsten unserer Armen und den Verlassenen und Einsamen zugute kommt.

Oberstl. Küpfer eröffnete vor 40 Jahren das Korps Bern 1.

„Warum denn", so fragen wir uns oft, „sind denn die Leute der Heilsarmee immer fröhlich und guten Mutes, wiewohl ihre Arbeit sie in die traurigsten Verhältnisse blicken läßt und von ihnen so manches Opfer fordert?" Wir haben diese Fröhlichkeit auch bei den Salutisten der großen Städte getroffen, die noch viel größere Aufgaben zu erfüllen haben. Wem es vergönnt ist, Salutisten und Salutistinnen erzählen zu hören, die die „Slums" der Großstädte und Hafenstädte besuchen und in ihnen arbeiten, den ergreift Bewunderung ob dem Mut dieses verborgenen Heldentums. Und wer den Erfolg ihrer Arbeit in diesem Milieu skeptisch beurteilen will, der bedenke, was allein es heißt, den Einsamen der Großstadt ein Nachtquartier, wenn auch nur für eine Nacht, bieten zu können.

Vor vierzig Jahren trugen die Heilsarmeeoffizierinnen Uniformen, die etwa dieser in der Jubiläumskundgebung in Bern gezeigten Nachbildung entsprach.

In der Schweiz besitzt die Heilsarmee gleichfalls Nachtquartiere, Heime für gefallene Mädchen, Kinderheime, Mütterheime. Die Musik, die die Heilsarmee besitzt, hat sich im Laufe der Jahre derart ausgebildet, daß sie Gastkonzerte in andern Ländern durchführen kann. Die Jugendgruppen sind mannigfacher Art; auch Pfadfinderorganisationen bestehen bei der Heilsarmee. Für alle Talente und Begabungen ist Platz bei ihr, für Männer wie für Frauen, für welch beide durchaus Gleichberechtigung besteht.

Hedwig Correvon.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

12

Weiter hinten tauchte bereits eine Schar anderer Männer mit und ohne Packpferde auf. Die ohne solche kamen, schleppten eine dürftige Kampausrüstung mit ein paar wollenen Decken, in wasserdichte Leinwand verpackt, auf dem Rücken. Da man sich zunächst ja doch nicht auf dem Claim aufhalten, sondern nur die gesetzlichen Vorschriften für seine Eintragung erfüllen wollte, konnte man sich im Interesse eines schnellen Vorwärtskommens schon für ein paar Wochen auf das ganz Unentbehrlichste beschränken.

Immerhin bestimmte das Nachdrängen so vieler anderer den Mann, sofort zu handeln. Anstatt also den zweifelhaften Versuch zu machen, Escher das Recht auf den Claim auf der anderen Seite des Entdeckungsclaims zu bestreiten, wenn das überhaupt in seiner Absicht gelegen hatte, nahm er den neben May in Besitz. Von den anderen hatten sich die nächsten zwei fast gleichzeitig auf den Claims daneben festgesetzt. Es waren die letzten beiden, die bachabwärts zunächst noch belegt werden konnten. Die folgenden zehn gehörten der Regierung, die immer abwechselnd mit je zehn Privatclaims zehn Claims für sich beansprucht. Da Henderson an dieser Stelle zwei besaß, so waren oberhalb und unterhalb dieser beiden nur noch je vier Claims für Eintragung offen. Weitere konnten erst wieder in einer Entfernung von 2500 Fuß belegt werden, was ihren Wert wesentlich verminderte, obwohl sich auch entfernte Claims oft genug als unerwartet reich erwiesen haben.

Dementsprechend waren auch die drei neben Eschers Claim gelegenen in kürzerster Zeit und nicht ohne heftigen Streit unter den Bewerbern besetzt.

Die zehn gegenüberliegenden Claims auf der anderen Seite des Baches gehörten der Regierung. Aber schon waren auf den sich unterhalb und oberhalb anschließenden Teilen des Ufers Männer beschäftigt, ihren Besitz durch eiligstes Abstecken vor den Zugriffen anderer zu schützen. Es waren im ganzen fünfundzwanzig oder dreißig Claimsucher, die sich hier eingefunden hatten.

Die Gegenwart eines Mädchen unter ihnen, das es noch dazu fertig gebracht hatte, ihnen allen auf dem neuen Fundplatze zuvorzukommen, erweckte natürlich lebhaftes Interesse, fiel aber nicht als etwas sehr Ungewöhnliches auf. Denn

in einem Lande, wo alles ungewöhnlich ist, wird auch das Ungewöhnliche bald zum Gewöhnlichen.

Einer oder zwei von ihnen schienen May übrigens zu kennen, wahrscheinlich vom Pavillon-Theater her. Sie winkten ihr Grüße zu. Herüberzukommen und ein Gespräch zu führen, dazu waren alle viel zu sehr beschäftigt.

Erst am Abend geschah das. Das Wetter hatte sich mit einer überraschenden Plötzlichkeit geändert. Es war empfindlich kalt geworden und ein eisiger Wind fegte von der Ebene über das Bachbett. Einzelne Wolken von feinem, nadelspitzem Schneestaub, die er mit sich führte, kündeten zusammen mit dem erstarrenden Hauche des Windes das Kommen des nordischen Winters an.

Bevor Escher an die Errichtung seines eigenen Zeltes ging, schlug er das Mays auf, wobei ihm ihr nächster Nachbar, ein baumlanger noch junger Kanadier, bereitwillig half. —

„Sind die Leute alle von Dawson gekommen?" erkundigte sich Escher.

„Ja", antwortete der Kanadier. „Die meisten wenigstens. Wir hätten übrigens schon eher hier sein sollen, aber wir hatten Malheur auf der Reise."

„Sie haben bis Wickersham das Schiff benutzt?"

„Ja. Es war das ‚River Girl'."

Escher erzählte ihm, daß er und May sich an Bord des gleichen Schiffes befunden, es aber in Fairbanks Landing bereits wieder verlassen hätten, um den Weg durch den Fünfzig-Meilen-Sumpf einzuschlagen, eine Unbesonnenheit, die sie beinahe um jede Aussicht auf Erlangung eines Claims gebracht hätte.

„Es gibt Leute, die die größten Dummheiten begehen können, ohne daß es ihnen etwas schadet, und andere wieder, die mit der größten Vorsicht alles richtig machen, und bei denen es sich hintennach herausstellt, daß das gerade verkehrt war", versetzte der Kanadier philosophisch. „Sie haben Glück gehabt, oder wir andern Pech, wenn Sie das lieber haben. Es kommt auf eins heraus. Das ‚River Girl' ist gar kein Boot für den oberen River. Mit seinen sechs Fuß Tiefgang hat es über Fort Jukon hinaus gar nichts mehr zu suchen, denn da haben schon die Vierfuß-Boote vielmals Schwierigkeiten. Man nimmt aber eben alles, was man kriegen kann, und wenn fünf- oder sechsmal alles gut geht und erst das siebente oder achte Mal schief, so ist man zufrieden. Das Risiko hat sich gelohnt. Wir hatten nun gerade das Malheur, das ‚River Girl' auf der Reise zu benutzen, auf der die Sache schief ging. Am Morgen waren wir von Fairbanks Landing abgefahren und am Abend saßen wir fünfzehn Meilen vom Tagish House fest. Mit unseren Maschinen allein konnten wir nicht loskommen. Erst als nach drei Tagen das nächste Boot von Dawson mit uns aufkam und sich vorspannte, konnten wir's schaffen."

„So sind hier auch Leute vom nächsten Boote?"

„Ja, und morgen kommen noch mehr. Uebrigens, das Zelt ist nun fertig. Wenn Sie mir jetzt helfen wollen, das meinige aufzurichten, so helfe ich Ihnen dann bei dem Ihrigen. Sie wollen es doch hier, neben dem der jungen Lady haben?"

„Nein, nein", fiel ihm Escher hastig ins Wort. „Miß Sinclair und ich sind uns vollkommen fremd. Wir haben nur ganz zufällig den Marsch durch die Sümpfe zusammen gemacht."

Der andere ließ einen leisen, verwunderten Pfiff durch seine Zähne gleiten, den Escher auslegen konnte, wie es ihm gefiel. Er gab sich aber gar keine Mühe dazu.

May stand in seiner Nähe und er hatte absichtlich so laut und deutlich gesprochen, daß sie seine Worte hören mußte. Sie waren ohnehin mehr für sie als den Fremden gesprochen, denn es schien ihm nötig, einmal Klarheit in ihr Verhältnis zueinander zu bringen.

May hatte auch begriffen. Er sah das an einer Bewegung ihrer Hand, die wie unter einem jähen Schmerz nach ihrer Brust fuhr. Und an den großen Augen, die fragend und erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren und in denen alles Licht plötzlich erloschen schien.

„Mein Zelt werde ich natürlich auf meinem Claim haben", fuhr Escher fort. „Aber auf unserer gemeinschaftlichen Reise sind wir zu einer gewissen Arbeitsteilung gelangt, die für uns beide von Vorteil war und die wir hier fortsetzen werden. Miß Sinclair wird zum Beispiel unsere Mahlzeiten bereiten, wozu ich ihr gleich ein Feuer anlegen werde, und ich werde die nötigen Schürfarbeiten auf unsern beiden Claims vornehmen."

May hatte bei seinen Worten völlig regungslos dagestanden. Sie selbst war sich dessen vielleicht nicht einmal bewußt gewesen. Sie fühlte nur, daß sie wie glühendes Blei in ihr Inneres sanken.

Jetzt kam aber wieder Leben und Bewegung in ihre Gestalt.

„Ja", sagte sie langsam und mit tonloser Stimme. „Mister Escher und ich sind uns vollkommen fremd. Ich bereite nur die Mahlzeiten für ihn und er ‚prüft' meinen Claim. Das ist alles. Und — nebenbei sind wir zusammen in einiger Gefahr gewesen."

Damit wandte sie sich ab und schritt den sanften Uferhang hinauf, auf den sich jetzt schon die volle Dunkelheit der nordischen Winternacht herabgesenkt hatte.

10.

Claimbetrüger.

In aller Frühe des nächsten Morgens und noch in halber Dunkelheit kauerte die kleine May auf ihrem Claim vor einem gutbrennenden Feuer aus Hartholzklötzen, um das Frühstück zu bereiten, eine Beschäftigung, die ihr eine gewisse hausfrauliche Würde verlieh.

Escher saß ihr gegenüber. Neben ihm lagen eine Anzahl Kistendeckel, die ihm ein auseinandergeschlagenes Holzkistchen geliefert hatte und die er jetzt mit Hilfe eines dicken Zimmermannsbleistiftes mit Schriftzeichen bemalte. Sie sollten die am vergangenen Abend nur auf Blätter aus seinem Notizbuche geschriebenen Besitzerklärungen ersetzen.

Er war mit seiner Arbeit so ziemlich fertig geworden, als May ihm zurief:

„Well, Sir, das Frühstück ist fertig. Wenn Mister Nortons Intelligenz einigermaßen im Verhältnis zu seiner Länge steht, dann läßt er jetzt nicht mehr lange auf sich warten."

Stanford Norton war der lange Kanadier, der den angrenzenden Claim in Besitz genommen hatte. Er war von May und Escher einstimmig als Dritter im Bunde in dem System von Arbeitsteilung aufgenommen worden, das Escher ihm am Abend zuvor erläutert hatte. Es war eine Maßnahme, die allen Beteiligten zum Vorteil gereichte. Im Verfolg dieser war er jetzt in den nahen Wald gegangen, um einen Vorrat von Holz zu schlagen und genoß dafür den Vorzug, an den von May bereiteten Mahlzeiten teilnehmen zu dürfen. Daß er diesen Vorzug gebührend und über seine rein praktische Bedeutung hinaus zu schätzen wußte, war Escher nicht zweifelhaft. In diesem frauenarmen Lande war es ja nur natürlich, daß ein hübsches Mädchen, wie May es unstreitig war, einem jungen Manne mehr als gewöhnliches Interesse einflößte.

Auch Norton schien, soweit Escher es bis jetzt beurteilen konnte, ein recht angenehmer Mensch mit offenem, ehrlichen Wesen zu sein.

Unwillkürlich warf Escher über das Feuer hinweg einen verstohlenen Blick in Mays Gesicht. Eine Nacht ungestörten Schlafs und das Bewußtsein, nach allen Mühen, Aengsten und Gefahren nun endlich doch am Ziel zu sein, hatten die

noch am Tage zuvor deutlich sichtbaren Spuren der langen Wanderung fast ganz daraus verschwinden lassen. Und wenn auch die Glut des Feuers es erhitzt haben mochte, so war trotzdem erkennbar, daß die Tage in der freien Luft dieses Nordlandes den bleichsüchtigen Ton aus ihren Wangen und von ihren Lippen beseitigt hatten. Freilich, in ihren Augen lag noch ein Ausdruck leisen, geheimen Wehs. Die harten Worte, die Escher am Abend gesprochen, um Norton gegenüber sein Verhältnis zu ihr ein für allemal klarzulegen, wirkten wohl noch immer nach. Indessen hatte sie ihre Ankündigung, daß das Frühstück fertig sei, doch schon wieder in dem alten, schelmischen Tone gemacht, der niemals lange von ihr abwesend war.

Ihre Worte waren auch kaum verklungen, als ein Ruf von der Uferhöhe her das Kommen Nortons anzeigte. Seine Intelligenz mußte also doch wohl im Verhältnis zu seiner Länge stehen.

Er warf einen Haufen Holz von seinem Rücken ab.

„Breakfast, ready?" fragte er, obwohl es einer Frage gar nicht bedurfte.

„All ready, Sir", entgegnete May mit der feierlichen Würde eines Palastdieners, die Norton noch mehr durch den sie begleitenden Gesichtsausdruck als durch die Worte selbst zum Lachen brachten.

Nach dem Frühstück begannen die beiden Männer sofort die nötigen Schürfarbeiten auf Mays Claim.

Ueberall, soweit die Bachufer abgesteckt waren, geschah das gleiche. An zehn, zwanzig Stellen loderten mächtige Feuer, um die hartgefrorene und auch im heißesten Sommer nur ein paar Zoll tief auftauende Erde zu erweichen; überall sah man ab- und zugehende vielgeschäftige Menschen.

Nachdem sich Escher und Norton über eine Stelle ganz in der Nähe des Wassers geeinigt hatten, wo sie das erste Schürfloch in die Erde treiben wollten, begannen sie zunächst die Moosdecke der Oberfläche zu beseitigen, die dreißig bis vierzig Zentimeter dick war. Das legte die darunterliegende Humusschicht bloß, die am Jukon und Klondike eine Dicke von einem halben bis oftmals zehn Metern aufweist und von den Minern „Muck" genannt wird. Dieser Muck ist stets von direkt unter der Moosdecke an bis hinab auf die Kieselschicht, die sich meist in einer Tiefe von drei bis fünf Metern darunter findet, hart gefroren. Das Gold findet sich in der Sand- und Kieselschicht.

Der Schacht, den der Miner nun durch die Humusschicht zu graben hat, ist in der Regel einen Meter weit. Die Arbeit ist schwer und bringt ihn auch bei dem kältesten Wetter bald in Schweiß, denn die Spitzhacke ist immer nur imstande, kleine Stückchen der gefrorenen faulenden Pflanzenstoffe loszubrechen. Noch schwieriger erweist sich das indessen bei der darunterliegenden Kieselschicht, die so hart gefroren ist, daß die Spitze der besten Hacke sehr bald abspringen würde. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, legt er auf dem Boden des Schachtes ein Feuer an, das er solange unterhält, bis das Kiesellager wenigstens einen halben Meter tief aufgetaut ist. Dann schaufelt er den Schutt heraus, oder hebt ihn, wenn der Schacht dafür zu tief ist, in einem Eimer und später unter Zuhilfenahme einer Winde an die Oberfläche. Dort wird er in eisernen Pfannen, aus denen man den Sand, der leichter ist als das Gold, mit Wasser hinwegspült, auf seinen Goldgehalt untersucht. Vielfach findet sich das Gold aber gar nicht in den oberen Schichten, sondern erst unter dem Kiesellager auf dem harten Felsgestein. Die Ausgrabungen werden am besten im Winter vorgenommen, denn in den feuchten, heißen Sommern dieses Landes sammelt sich immer bald Tau- und Regenwasser in den Gruben, das die Arbeiten erschwert und nicht selten ganz verhindert.

Schon hierbei erwies sich die Zweckmäßigkeit der zwischen Escher und Norton bestehenden Arbeitsgemeinschaft, die übrigens auch verschiedene andere Claimbesitzer untereinander geschlossen hatten. Denn während auf dem einen Claim das Feuer die Kieselschicht auftaute, konnte die Arbeit auf dem anderen fortgesetzt werden.

Die Humusschicht auf allen drei Claims war glücklicherweise nur einige Fuß tief, und schon am Abend des ersten Tages konnte man die ersten Pfannen Goldsand auf Mays Claim auswaschen, die einen Durchschnittsertrag von ungefähr zwei Dollars für jede Pfanne ergaben.

Das war ein außerordentlich günstiges Resultat und stempelte den Claim zu einem vielversprechenden. Denn man durfte damit rechnen, daß sich die Erträgnisse noch besserten.

„Gratuliere, May!" rief Escher aufgeregt dem Mädchen zu. „Sie sind jetzt am Ziel aller Ihrer Wünsche und können sich nun ein ganzes Schokoladengeschäft einrichten, mit sich selbst als einziger Kundin."

May, die in atemloser Spannung das Auswaschen der ersten zwei oder drei Pfannen beobachtet hatte, wagte noch kaum, ihr Glück für wahr zu halten.

„Glauben Sie wirklich, daß mein Claim etwas wert ist?" fragte sie unsicher, indem sie ihren Blick erst auf Escher und dann auf Norton richtete, als fürchtete sie, in deren Gesichtszügen die Anzeichen zu finden, daß man sich einen grausamen Scherz mit ihr erlaubte.

Erst als Norton ihr die Angabe Eschers bestätigte, schwanden ihre Zweifel und sie wurde redselig.

„Nun sollen Sie auch wissen, wozu ich das Geld brauche", sagte sie. „Mein Vater ist nämlich vor ein paar Jahren gestorben und ließ meine Mutter und mich und noch zwei kleinere Brüder auf einer verschuldeten Farm zurück. Dazu kam noch, daß die Ernten in den letzten Jahren schlecht ausfielen. Im April nächsten Jahres wird nun eine Hypothek fällig, und wir wissen nicht, wie wir sie zurückzahlen sollen. Da hatte ich nun lange darüber nachgedacht, wie ich wohl helfen könnte. In den Zeitungen las ich so viel vom Klondike und dem Gelde, das hier, wenn auch nicht gerade auf der Straße, aber doch gleich daneben in der Erde liegt, und auf die merkwürdigste Weise von Leuten, die Glück haben, verdient werden kann. Beinah mit allem, was sie unternahmen. Das ließ mir keine Ruhe. Vielleicht hatte ich dort auch Glück. Wer konnte das wissen? Natürlich war ich zu Hause notwendig. Ich weiß nicht, ob Sie von einem Farmhaushalt etwas verstehen und wissen, was es da für Arbeit gibt. Aber es war doch noch notwendiger, daß ich etwas unternahm, um das Geld für die Hypothek zu schaffen. Eine andere zu bekommen, daran war nicht zu denken. Wer auf eine Farm Geld leiht, der will sicher sein, daß er es bei Fälligkeit wieder zurück und inzwischen die Zinsen pünktlich erhält und nicht etwa eines schönen Tages mit einer Farm als Sicherheit dasitzt, die er nicht verkaufen und mit der er selbst nichts anfangen kann.

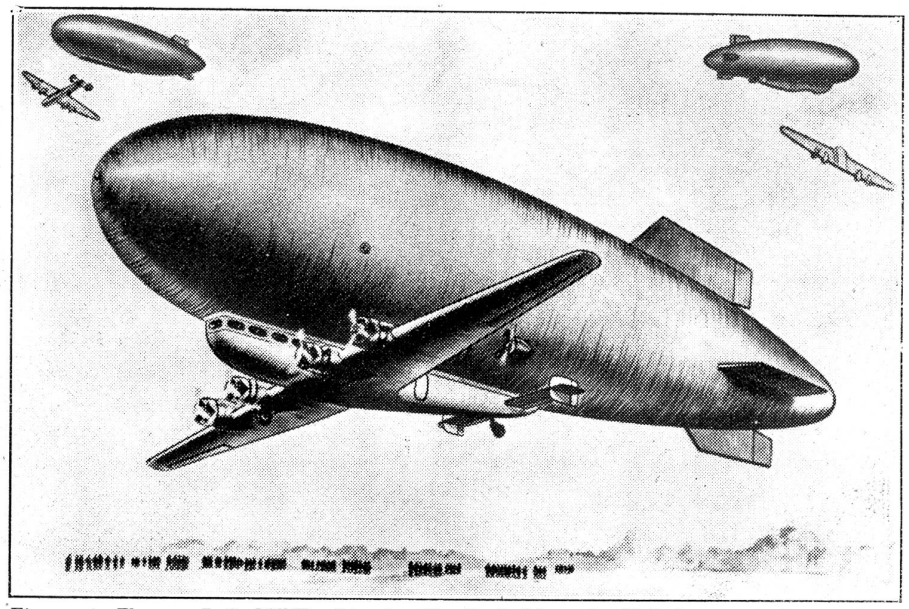
„Well, so entschloß ich mich, nach dem Klondike zu gehen. Vielleicht rannte ich dem Glücke vergeblich nach. Das war möglich. Aber wenn ich auf der Farm blieb, war es sicher, daß wir im April die Hypothek nicht bezahlen konnten. In einem Lande, wo das Geld auf der Straße liegt — oder gleich daneben, und wo Frauenarbeit jeder Art fast unglaublich hoch bezahlt wird, mußte es schließlich merkwürdig zugehen, wenn ich nicht wenigstens einen Teil der Summe verdiente, die wir brauchten. — Ich konnte gut singen. Oh, Sie brauchen nicht zu lachen. Ich habe niemals so viel Selbsttäuschung besessen, mir einzureden, daß ich eine berühmte Sängerin werden könnte. Aber ich dachte, für den Klondike reicht's aus. Für den Klondike, verstehen Sie wohl — zu dem Sie beide gehören. Und es hat gereicht.

„Wir hatten Nachbarn auf unserer Farm, die sagten, ich sei verrückt, als sie von meiner Absicht hörten. Und wenn ich nun ohne einen roten Cent hätte wieder heimkehren müssen, so hätten sie ihre furchtbar klugen Köpfe hin und her gewiegt und gemeint: Wir haben's ja gleich gesagt! Aber ob etwas Verrücktheit ist, oder der Gipfelpunkt der Klugheit, darüber entscheidet immer nur der Erfolg. Meinen Sie nicht?

Well, da meine ‚Verrücktheit' sich jetzt also so erfolgreich erwiesen hat, werden Sie nichts dagegen einwenden können, wenn ich mich von nun ab für ausnehmend klug halte." (Forts. folgt.)

Eine neue Flugzeug-Luftschiff-Kombination.

Nebenstehendes Bild zeigt einen Entwurf eines kombinierten Luftschiff-Flugzeuges, das bei Erkundigungsflügen über große Entfernungen und bei Bombardements Verwendung finden soll. Links und rechts oben wird gezeigt, wie im Falle einer Zerstörung der Luftschiffhülle, die aus Metall besteht, das Flugzeug auch getrennt in Aktion treten kann. Beim kombinierten Flug haben die beiden eine gemeinsame Zwischenkabine. Der Entwurf wurde von dem demokratischen Abgeordneten John Dingell dem Kongreß vorgelegt.



Eine neue Flugzeug-Luftschiff-Kombination für die Luftflote der U. S. A.

Welt-Wochenschau.

Bleibt Frankreich hart?

Die Engländer versuchen wirklich, die Rolle Lavals zu spielen und Deutschland die Dienste zu erweisen, die jener Italien erwiesen. Die Kopie scheint musterhaft zu werden. Schon gleich zu Anfang der Verhandlungen zeigte sich das.

Das erste, was geschah, war die Verlegung der Völkerbundsrats-Sitzung von Genf nach London. Zweck? Um die Deutschen mit an den Verhandlungstisch zu bekommen. Nach Genf würden sie nicht gehen. In London aber hatte man die deutsche Botschaft, und der Herr von Hoesch, früher in Paris, würde alles tun, was die britische Regierung als im Dienste Hitlers ratsam erachtete. Und noch während der Vorverhandlung der Locarnomächte spielte die Regie London-Berlin musterhaft. Hitler wurde eingeladen, eine „symbolische" Rückzungsbewegung durchzuführen und damit den „Vertragsbruch" ungeschehen zu machen. Diese erste Einladung wurde von Berlin schroff abgelehnt.

Die Ablehnung stärkte die französische Position. In der ersten Sitzung des Völkerbundsrates vom vergangenen Samstag verlangte Flandin, daß einmal der Rat die Schuld Deutschlands feststelle, daß dieses Urteil den Signatarmächten von Locarno notifiziert werde, und daß schließlich die Völkerbundsmitglieder über die Ratsentschließung empfehlend unterrichtet würden. Wenn diese Forderung durchgeht, erhalten die Locarnomächte Vollmacht, über die zu ergreifenden Maßnahmen Beschlüsse zu fassen, und der Völkerbund wird in gleichem Sinne beschlußberechtigt.

Man zweifelt, ob Flandins Vorschlag durchgehe. England kann sich dagegen kaum sperren, und die übrigen Bundesglieder, vor allem die Kleine Entente und Rußland, werden das Ihrige tun, um den Franzosen und Belgiern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber die Haltung der Italiener, der Polen, der Dänen und anderer interessierter „Neutraler"! Weil die Verurteilung des Paktbruches einstimmig sein müßte, hat es Mussolini in der Hand, den Franzosen den bösartigsten Streich zu spielen. Ein Ja von seiner Seite wird von Zugeständnissen abhängig gemacht. Welcher Art, ist klar! Dringt Flandin durch — es hieß, bis Dienstag würde sich der Völkerbundsrat entscheiden —, dann sollen die Verhandlungen der Locarnomächte wieder aufgenommen werden. Dringt er nicht durch, dann hängt alles in der Luft, und das Intriguenspiel wird noch verwickelter als bisher.

Inzwischen wird um die „zwei Seelen" innerhalb des britischen Kabinetts gerungen, und England seinerseits ringt wieder um die zwei Parteien innerhalb der deutschen Regierung. In London bekämpft die pro-französische Richtung, die den Zusammenbruch des Völkerbunds fürchtet, und deren Exponent vor allem Lord Eden ist, die pro-deutsche, die an eine Vermittlung um jeden Preis glaubt; ihr Exponent ist Lord Halifax. Heftige Meinungsverschiedenheiten lähmen die Regierung in ihren Entschlüssen; der Gesandte in Berlin, Sir Eric Phipps, unternimmt einen Schritt nach dem andern, um Hitler trotz der ersten Weigerung doch noch zu jenem „symbolischen Rückzug" zu bewegen. Den ganzen Samstagnachmittag sollen die Besprechungen gedauert haben, Schacht und Neurath, die schlimme wirtschaftliche Folgen im Falle von Sanktionen fürchten, sollen das britische Verlangen unterstützen, während Göring und Goebbels scharf machen. Die Reichswehrleitung verhält sich abwartend.

Möglicherweise hat Hitler in seiner zweiten Wahlrede, in München, am Samstagabend, dem Faß den Boden ausgeschlagen und den Engländern gezeigt, daß ihre Bemühungen umsonst seien. Um 20 Uhr sollte er sprechen. Sein Flugzeug kam erst später an, so sehr hatten ihn die Engländer in Berlin aufgehalten. In München unterhielt er sich zuvor mit den Parteiführern, und wahrscheinlich war der Wortlaut seiner Rede der Niederschlag dieser Unterhaltung und des vorangegangenen Aergers über die diplomatischen Engländer.

Die Welt solle wissen, daß Deutschland kein Negerstaat sei. Es sei gewillt, mit den übrigen Staaten zusammen zu arbeiten, aber nur als absolut gleichberechtigter Partner. Es werde nicht nachgeben. Nur „durchs Hauptportal" werde es zu Verhandlungen einziehen. „Man verlangt eine Geste", rief er laut, damit die Engländer es hören mußten und spielte dabei auf die „symbolische Räumung" an. „Ich habe eine Geste getan, die nicht größer sein könnte. Ich habe 25 Jahre Frieden angeboten". Und dann versichert er, daß man „nicht nachgeben werde". Das heißt also, daß man nicht einmal zu begreifen scheint, wie